



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich entwickeln könnten, da aller Schulunterricht ihnen fern liegt. Deutsch oder polnisch lesen können sehr wenige; so lief mir einst in Galacz, einer kleinen Stadt Galiziens, auf der Straße ein Kaufmann nach und bat mich, ihm doch einen Zettel vorzulesen, auf dem einige Bestellungen standen. Sie sind unreinlich, geizig, eigennützig, betrügerisch, unverträglich, neugierig im höchsten Grad und zudringlich; geht man z. B. bei jüdischen Kaufgewölben vorüber, so stehen die Juden in der Thür, rufen den Vorübergehenden an, laufen ihm ein Stück nach, halten ihn wol gar beim Rock fest und nennen alle Waaren her, die ihr Gewölbe enthält. Furchtsamkeit ist ihnen allen angeboren. Spricht man sie höflich an, so antworten sie brutal, verfährt man aber kurz, wo möglich grob mit ihnen, so ziehen sie schnell den Hut, und sind die Höflichkeit selbst. Indessen gehören auch einige gute Eigenschaften zu ihrem Charakter. Sie sind mäßig und nie wird man einen betrunkenen Juden sehen, während der Anblick von Betrunkenen dem Fremden in Polen nur zu häufig wird. Sie sind gefällig, so weit es ihnen nichts kostet. Sie äußern großen Gemeingeist, und unterstützen ihre Nothleidenden aufs freigebigste. Und ihre schönste Tugend, welche den Christen als Vorbild dienen könnte, ist ihr festes Zusammenhalten und ihr Wohlthun. Wie es überall Arme und Reiche gibt, so auch unter ihnen, niemals aber wird man in Galizien einen Juden Betteln sehen. Die Wohlhabenden helfen den Bedürftigen so viel als möglich, sie theilen sogar für den Schabbeß Kerzen aus, damit auch die Armen dem Gebrauch, viel Lichter an diesem Tage zu brennen, nachkommen können. Auch die Soldaten jüdischer Religion werden von ihren Glaubensgenossen vielfach unterstützt. Wenn große Feiertage sind, geht der Rabbiner zu dem betreffenden Commandanten, bittet für sie auf diese Tage um Urlaub, und theilt sie dann zu den reichen Isracliten ein, wo sie während der ganzen Festtage unentgeltlich gespeist und unterhalten werden. Stirbt ein Jude so lange er Soldat ist, so begraben ihn seine Glaubensgenossen und kleiden ihn vorher auf eigene Kosten in die übliche Todtenkleidung. Alte Jungfern gibt es unter Juden nicht. Hat ein Mädchen bis zu einem gewissen Jahre nicht geheirathet, so gibt ihr die Gemeinde einen Mann, und stattet sie, wenn das Brautpaar arm ist, auch noch aus.

J. Sn.

Literatur.

Allgemeine kirchliche Chronik von Karl Matthes. 4. Jahrgang, das Jahr 1857. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1858. — Mit Vergnügen sehen wir, daß diese Jahresübersicht über die Ereignisse auf dem Gebiete der Kirche fort-

gefehrt wird. Dieselbe ist wie früher objectiv gehalten, indefs verleugnet der Verfasser auch diesmal nicht, daß er einen freieren Standpunkt als den einnimmt, welcher jetzt unter den deutschen Theologen guter Ton ist. Viel Tröstliches hat er nicht zu berichten, indefs geht aus seinen Mittheilungen doch hervor, daß die kirchliche Reaction Halt gemacht hat, daß die neuen „Dunkelmänner“ keine geschlossene Phalanx mehr bilden, sondern in Fractionen zerfallen sind, die sich gegenseitig fast so heftig befehden, als die Freigesinnten, und daß die deutschen Puseyiten von der Kliefothschen Schule mit ihren katholisirenden Tendenzen ebenso wenig Aussicht haben, durchzudringen, als die Partei, welche die Welt mit den drastischen Mitteln einer Wiedereinführung der Ohrenbeichte, der Kirchenzucht, der „Kernlieder“ und der bibelgerechten Ehegesetze zu curiren unternahm. Der Inhalt ist ähnlich wie im vorigen Jahrgang geordnet. Nach einer Einleitung folgt eine Uebersicht über das, was auf dem Gebiet der evangelischen Kirche das Jahr über geschehen ist: zunächst über die Verhandlungen und Ergebnisse der Kirchentage und theologischen Conferenzen, dann über die weitere Verbreitung des Protestantismus in katholischen Ländern, und über Vorkommnisse auf dem Gebiet der äußern und innern Mission, dann über die theologische Literatur des Jahres, woran sich das Wichtigste aus der Specialgeschichte der einzelnen evangelischen Landeskirchen und ein kurzer Anhang „Von alten und neuen Sekten“ schließt. Ein zweiter Abschnitt berichtet hierauf über die katholische Kirche. Das Buch ist jedem zu empfehlen, der sich für kirchliche Dinge interessiert; er kann darin recapituliren, was ihm das Jahr über die Zeitungen von diesem Gebiet berichteten. Sehr angenehm für den, welcher über das Eine oder das Andere Ausführlicheres zu wissen wünscht, ist es, daß der Verfasser sein Referat überall mit Hinweisungen auf die kirchlichen oder theologischen Zeitschriften begleitet, aus denen er geschöpft hat.

Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter (von Oberbibliothekar Horner zu Zürich) mit drei Bildnissen. Zürich. — Wenn der kürzeste Tag des Jahres vorüber war und die Sonne die ersten höheren Bogen am Himmel beschrieb, schritten im deutschen Heidenthum die hellen Hausgötter segnend durch die Welt, und Frau Berchta, die Glänzende, weihte in den heiligen zwölf Nächten Haus und Hof. Dann jubelte das Volk und feierte die Nähe der Götter. Von jenen Zeiten ist ein weiter Weg bis zu dem ehrbaren Bürgerhause des modernen Zürich, in welchem Herr Oberbibliothekar Horner die vorliegende kleine Schrift abgefaßt hat, und bis zu den fröhlichen Kindergehistern, welche am zweiten Januar dieses Jahres das obengenannte Büchlein als Neujahrs Geschenk von der zürcher Stadtbibliothek abgeholt haben. Und doch ist ein innerer Zusammenhang zwischen der weißen Heidengöttin, welcher einst die Alemannen opferten und zwischen den modernen Neujahrsblättern, deren Vertheilung eine speciell zürcher Sitte ist. Es ist wol von allgemeinem Interesse die Continuität des deutschen Lebens an einem einzelnen kleinen Beispiel nachzuweisen.

Die alte Göttin Berchta verschwand, als die Alemannen der Schweiz Christen wurden, aber die frohe Festfeier der Zwölfnächte und manch uralter Brauch derselben blieb. Die alterthümliche Feier fixirte sich zuletzt in Zürich auf den zweiten Januar,

den sogenannten Bechtelitag, an welchem im christlichen Kalender ein heiliger Berchtold der alten Hausgöttin substituirt worden war. Es blieb im Mittelalter der Brauch, daß die festen Genossenschaften der Männer sich in ihrer „Trinkstube“ versammelten, und daß Bekannte ihren Festschmaus besuchten, um zu „helfen“. Dies uralte Wort scheint im Heidenthum der Ausdruck für religiöses Augurium gewesen zu sein, im Mittelalter hieß es „Heil wünschen“. Dies Wünschen aber gewann allmählig bestimmte Form, die Kinder befreundeter Familien trugen den einzelnen Gesellschaften einen Geldbeitrag zum Einheizen zu, den man „Stubenheize“ nannte. Die Kinder erhielten dafür von der Gesellschaft eine kleine Verehrung, zuletzt süße Leckerli und Muskateller. Der Bedarf an Pfefferkuchen war bei einzelnen Gesellschaften noch im vorigen Jahrhundert sehr groß. So verschenkte einst die Schützengesellschaft den Kindern, welche ihr das Geldgeschenk brachten, an 344 Duzend Stück.

Solcher Gesellschaften erhielten und bildeten sich aus Zünften und andern Collegien in Zürich vierzehn, noch bestehende. Im 17. Jahrhundert begann zuerst die Stadtbibliothek in Zürich den Kindern anstatt der Leckerbissen ein gedrucktes Geschenk zu machen. Zunächst fliegende Blätter, Gedichte mit einem Kupfer. Die Neuerung fand Beifall und Nachahmung bei andern Gesellschaften und es entwickelte sich eine eigenthümliche Neujahrsliteratur, welche für Zürich von nicht geringer Bedeutung geworden ist. Noch heut ziehen die Kinder wohlhabender Familien in ihrem besten Staate und gehobener Stimmung von einer Gesellschaft zur andern und überreichen ein kleines Geldgeschenk, wogegen sie ein Büchel, einen Schluck Wein und etwas Gebackenes empfangen. Die Neujahrsschriften der einzelnen Gesellschaften werden sorglich gesammelt und bewahrt und vollständige Exemplare gehören zu den größten Seltenheiten der schweizer Literatur. Sie haben aber auch ein Recht auf allgemeine Beachtung, denn neben vielem Unbedeutenden enthalten sie lehrreiches Detail, viele Biographien und sorgfältige Abhandlungen über Antiquitäten der Stadt Zürich und ihrer Umgebung. Vor allem aber sind die Kupferbeilagen von künstlerischem Interesse. Die Schweiz hat bis auf die Gegenwart an Kupferstechern und Malern der deutschen Kunst ein sehr großes und ehrenwerthes Contingent geliefert. Und es ist deutlich zu erkennen, daß das Behagen, mit welchem der Züricher seit alter Zeit sein Leben, seine Stadt, seine Landschaft betrachtete, zugleich mit dem Wohlstand des Staates und den zahlreichen localen Aufgaben, welche den Künstlern gestellt wurden, wesentlich dazu beigetragen hat, geistvolle und sinnige Zeichner und tüchtige Neger zu bilden. Aus den Kupfern der Neujahrblätter machten schon früh die Künstler, welche daran Theil hatten, zierliche Sammelwerke. Aber die Gewöhnung am localen Detail tüchtige antiquarische und historische Kenntnisse zu bewahren, hat auch der wissenschaftlichen Literatur der Schweiz eine eigenthümliche sehr respectable Physiognomie gegeben. Die Thätigkeit der antiquarischen Gesellschaft von Zürich z. B. verdient großartig genannt zu werden, namentlich wenn man die Güte der Arbeiten — auch der zahlreichen Kupferbeilagen — mit den bescheidenen Mitteln vergleicht, über welche die gelehrte Gesellschaft gebietet.

Die Neujahrblätter, in frühern Zeiten dem Canton Zürich eigenthümlich, haben sich jetzt von dort auch in andere Cantone der Schweiz verbreitet. Mit großer Liebe und Genauigkeit und schönem historischen Wissen hat der Verfasser der vorliegenden Schrift die ausheilenden Gesellschaften und die von den ältesten seit mehr als 200 Jah-

ren vertheilten Blättern in ihrer geschichtlichen Folge charakterisirt. Und seine interessante Arbeit war, bevor sie im Separatdruck erschien, selbst ein Geschenk für die Kinder Zürichs am Tage der Verhcta.

Kunstliteratur. — Die Elemente des Zeichnens nach körperlichen Gegenständen von Friedrich Heimerdinger. 8. 57 Abbildungen. Hamburg, D. Meißner. — Jede Bemühung, dem Unterricht in unsern Schulen praktische Seiten abzugewinnen, verdient Unterstützung. Alle Welt weiß, wie viel in den Zeichenschulen nach dieser Richtung noch zu leisten bleibt. Statt Auge und Verstand des Schülers durch Nachbildung der wirklichen Natur zu üben, wird Jahr für Jahr in einer Menge sonst vorzüglicher Institute nach Vorlegeblättern gezeichnet. In den meisten Fällen kommt eine schlechte Nachahmung heraus, die keinen andern Werth hat, als der Preis einiger der freien Luft und der frischen Bewegung entzogenen Stunden zu sein, welche der Schüler über seine Zeichnung gebüßt, zwecklos in der Schulstube verfaßt. Wo etwas Besseres geleistet wird, erreicht es doch nie den Werth des copirten Holzschnitts oder Steindrucks selbst, der für wenige Groschen gekauft werden konnte. Will aber der Schüler nach erlangter Fertigkeit selbstständig zeichnen oder auch nur die Natur abconterfeien, so fehlt ihm alles dazu; er muß erst mühsam das Erlernte wieder vergessen, um überhaupt auf die Art und Weise zu verfallen, wie man das nachahmen kann, was nicht bedruckte oder bezeichnete Papierfläche ist.

In seinen „wunderlichen Gedanken über die Zeichnung“ sagt Diderot: „Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt wären, meinen Rath zu nützen, so würde ich ihnen ferner sagen: ist es lange nicht genug, daß ihr nur die eine Seite des Gegenstandes seht, den ihr nachbildet? Versucht auch die Figur als durchsichtig zu denken und euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen. Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten, ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, andere sich verkürzen“ zc.

Die nämlichen Zwecke etwa verfolgt das obige Buch. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Elemente der Formen durch eine Anzahl auf Verlangen beigegebener, sonst aber nach den Abbildungen anzufertigender Holzmodelle dem Schüler vor Augen zu stellen. Er verwirft die hier und da wol in ähnlicher Absicht schon eingeführten Drathmodelle, und empfiehlt dagegen Formen aus hartem Holze; das Abzeichnen derselben zwingt den Schüler zur Erfassung des perspectivischen Zusammenhangs der ihm sichtbaren und der ihm nicht sichtbaren Linien und Curven. So viel uns bekannt hat der Verfasser diese Methode seit mehr als 10 Jahren mit Erfolg sowohl in Privatschulen wie auch namentlich im hamburger Arbeiterbildungsverein und in der Zeichenschule des hamburger Vereins für Künste und nützliche Gewerbe angewandt. Er führt für seine Methode eine Schrift des Professor Hetsch in Kopenhagen an, in welcher derselbe gegen „den kindischen und mißverständenen Dilettantismus in der Malerkunst“ mit schwerem Geschütz zu Felde zieht, mit dem Worte schließend: „Sonach ist es die höchste Zeit, einem Unwesen in der genannten Richtung ein Ende zu machen, welches noch an manchen Orten so schädlich auf die geistige Entwicklung der Jugend wirkt.“ Wir würden es für eine sehr erfreuliche Verbesserung des jetzigen Zustandes des Zeichenunterrichts halten, wenn sich die oben empfohlene Methode aller Orten Bahn bräche und namentlich die Aufmerksamkeit der den Schulen vorgesetzten Behörden auf sich zöge.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch — Verlag von F. L. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.